

RICHARD MATHESON

ICH BIN LEGENDE

Herausgegeben und illustriert
von Dirk Berger

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Originalausgabe
Copyrightvermerke am Ende des Buches

Einmalige limitierte Auflage November 2025
Copyright © dieser Ausgabe 2025 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Titelbild und Illustrationen: Dirk Berger
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Einleitung: Hat hier jemand Vampir gesagt?
von Richard Morgan

7

ICH BIN LEGENDE
von Richard Matheson

11

Anhang

Ich bin Legende

Nachwort von Kim Newman

231

1954 – Richard Matheson: *I Am Legend*

von Richard Christian Matheson

235

Der letzte Mensch, das erste Monster:
Ein Gespräch mit Steve Niles über seine
Comic-Adaption *I Am Legend*

von Dirk Berger

239

Das Meisterwerk, das es nie gab –

Richard Mathesons *The Night Creatures*

von Dirk Berger

251

SOY LEYENDA (1967)

Die spanische Adaption von

Richard Mathesons *I Am Legend*

von John Scoleri

257

Die *Soy Leyenda*-Dokumente von 1967

von Dirk Berger

289

The *I Am Legend* Archive (TIALA)

307

Interview mit Richard Matheson

309

Interview mit Charlton Heston

317

Interview mit Paul Koslo

339

EINLEITUNG

HAT HIER JEMAND VAMPIR GESAGT?

Von Richard Morgan

Es gibt Tage, da fühle ich mich wie Robert Neville, der biedere Held aus Richard Mathesons *I Am Legend*. An manchen Tagen hat man wirklich das Gefühl, als wären wir komplett von verdamten Vampiren überrannt worden.

Vampire im eisigen Norden, Vampire im Bayou; Vampire in New York, Vampire in L. A., Kleinstadtvampire, haltlos verliebte Vampire, Vampire in der Schule, Vampire in Ausbildung, Spezialeinsatzvampire, Vampire, die gern shoppen und Schuhe lieben, lesbische Fantasievampire und sogar – ich mache keinen Witz – altkluge kleine Vampirbengel, die ihre Vampirmütter und -väter lieben. Eine einzige endlose Flut, vor der man sich nirgendwo verstecken kann. Schlimmer noch, während die Flut immer weiter über uns hereinbricht, Welle um Welle, sind die dunklen Gewässer, denen sie einst entsprang, zum sanften, sicheren Blau des einladenden Swimmingpools eines reichen Freundes im Sommer verblichen. Vampire sind cool, Vampire machen Spaß, Vampire sind die besten Freunde jeder Frau. Letztendlich hat diese helle, klare Flut eine solche Verwässerung mit sich gebracht, dass unsere Reaktion auf eine einst albtraumhafte mythische Figur inzwischen zu kaum mehr als einem gleichgültigen postmodernen Achselzucken geworden ist. Vampire – ja, was soll's.

I Am Legend wird Sie davon kurieren.

I Am Legend wird Ihnen die Albträume zurückbringen.

RICHARD MORGAN

In diesem bahnbrechenden Werk präsentiert uns Matheson Mensch gegen Monster mit der ganzen drastischen Härte des ursprünglichen Vampirmythos, und dass es in der heutigen Zeit spielt, verringert nicht den Schrecken, sondern verstärkt ihn nur noch. Der Roman stellt – in klassischer SF-Manier – die Frage, wie es wäre, wenn Vampire real wären, und beantwortet diese Frage dann brutal. In ungekünstelter Prosa, die perfekt zu dem durchschnittlichen Helden passt, erzählt *I Am Legend* von nichts Geringerem als dem Ende unserer Welt – Vampire sind real, haben die Macht ergriffen und die Menschheit wie eine Seuche ausgelöscht. Und Robert Neville, allem Anschein nach der einzige Überlebende dieses Holocausts, sieht sich täglich einer Hölle auf Erden gegenüber, während sich auf monströse Weise alles, was er einmal kannte, wandelt.

Kommt Ihnen das bekannt vor? Das sollte es. *I Am Legend* wurde 1954 geschrieben und nimmt (gekonnt und mühelos) George A. Romero und die Zombie-Apokalypse um fast anderthalb Jahrzehnte vorweg.

Doch während es in so ziemlich jeder Zombie-Apokalypse-Geschichte einen draufgängerischen Überlebenskünstler gibt – besorg dir ein paar Waffen, errichte Schutzmauern, bau die Zivilisation neu auf –, verweigert uns Matheson einen möglichen Ausweg aus der grauenhaften Situation seines Protagonisten. Es gibt Waffen in diesem Text, aber sie sind kaum relevant. Robert Nevilles Schutzmauern sind die Wände und die zwanghaft vernagelten Fenster seines heruntergekommenen Hauses. Und es kann keinen Neuanfang für die Menschheit geben, wenn man der Einzige ist, der übrig ist.

Denn hier liegt der Kern des Horrors, der Albtraum im Herzen dieser Geschichte. Robert Neville kämpft nicht nur gegen Monster. Er kämpft *allein* gegen sie. Und infolgedessen kämpft er auch gegen seine eigene Zerstörung. Er kämpft gegen die Erinnerungen an seine eigenen Verluste und die damit verbundene Trauer. Er kämpft gegen den langsam aufkommenden Todeswunsch, ein ernstes Alkoholproblem und eine abgrundtiefe Einsamkeit, und das alles raubt ihm fast den Verstand. Es gibt hier keine romantische Apokalypse oder ein Wiederaufleben der alten Werte und des idyllischen Lebens

EINLEITUNG

einer früheren, einfacheren Zeit, während die alte Ordnung verschwindet und wir uns in die Berge zurückziehen. Neville bleibt. Neville patrouilliert mit verbissener Entschlossenheit durch die Überreste des Lebens, das er einst führte, wo jetzt alles tot ist. Neville lebt in der abgestorbenen modernen Welt und seine Geschichte ist an sie gekettet, genau wie unsere. Neville, das sind wir. Wir spüren seinen Verlust und seine Einsamkeit so stark, weil wir letztlich genauso gefangen sind wie er – in der heraufziehenden Dunkelheit, ohne Ausweg und mit kaum einer Möglichkeit, uns zu verstecken.

Sie werden sich nicht in diese Vampire verlieben.

Sie werden Ihnen überhaupt nicht gefallen.

Willkommen (zurück) beim Horror.

1

An trüben Tagen war sich Robert Neville nie ganz sicher, wann die Sonne untergehen würde, und dann waren sie manchmal schon auf den Straßen, bevor er es nach Hause schaffte.

Mit etwas Nachdenken hätte er die ungefähre Zeit ihres Auftauchens vielleicht berechnen können, aber er war es schon sein ganzes Leben lang gewohnt, den Anbruch der Nacht anhand des Himmels abzuschätzen – und an bewölkten Tagen funktionierte diese Methode nicht besonders gut. Deshalb blieb er an solchen Tagen lieber in der Nähe des Hauses.

Mit einer Zigarette im Mundwinkel, von der ein dünner Rauchfaden über seine Schulter wehte, ging er im tristen Grau des Nachmittags um das Haus herum. Er überprüfte an allen Fenstern, ob die angenagelten Bretter gelockert waren. Nach besonders heftigen Angriffen waren sie oft gespalten oder halb abgerissen, dann musste er sie ersetzen – eine Arbeit, die er hasste. Heute war nur ein Brett lose. *Ist das nicht erstaunlich?*, dachte er.

Im Hinterhof sah er nach dem Gewächshaus und dem Wassertank. Manchmal war das Gestell des Tanks beschädigt oder die Regenfänger waren verbogen oder abgebrochen. Manchmal warfen sie Steine über den hohen Zaun des Gewächshauses, und dabei zerriss dann auch schon mal das darüber gespannte Netz und er musste Glasscheiben auswechseln.

Aber heute waren sowohl Tank als auch Gewächshaus unversehrt.

Er ging zum Haus zurück, um Hammer und Nägel zu holen. Aus dem gesprungenen Spiegel, den er vor einem Monat an der Haustür angebracht hatte, blickte ihm sein verzerrtes Abbild entgegen. Bald würden die ersten Scherben des silberbedampften Glases herunterfallen. *Egal*, dachte er. Das war der letzte verdammte Spiegel, den er hier aufgehängt hatte – es war die Mühe nicht wert. Er würde stattdessen Knoblauch nehmen. Knoblauch funktionierte immer.

Er ging langsam durch die halbdunkle Stille des Wohnzimmers, bog nach links in den kurzen Flur und dann wieder nach links in sein Schlafzimmer.



Früher war das Zimmer gemütlich und wohnlich eingerichtet gewesen – aber das war in einer anderen Zeit. Jetzt diente der Raum rein funktionellen Zwecken, und da Nevilles Bett und Kommode nur wenig Platz beanspruchten, hatte er die andere Hälfte des Zimmers zu einer Werkstatt umgebaut.

Eine lange Werkbank nahm fast die ganze Wand ein. Auf der schweren Holzplatte waren eine Bandsäge, eine Drechselmaschine, eine Schleifscheibe und ein Schraubstock angebracht. Darüber an der Wand hing ohne erkennbare Ordnung das Werkzeug, das Robert Neville benutzte.

Er nahm einen Hammer von der Werkbank und ein paar Nägel aus einer der unsortierten Blechdosen. Dann ging er wieder nach draußen und nagelte das Brett vor dem Fenster fest. Die übrigen Nägel warf er zwischen die Trümmer auf dem Nachbargrundstück.

Eine Weile stand er auf dem Rasen vor dem Haus und blickte die stille Cimarron Street entlang. Robert Neville war ein großer Mann, 36 Jahre alt, von englisch-deutscher Abstammung. Sein Gesicht war eher unauffällig, abgesehen vielleicht von dem schmalen, entschlossenen Mund und dem leuchtenden Blau seiner Augen, deren Blick jetzt über die verkohlten Ruinen der Häuser links und rechts neben seinem schweifte. Er hatte sie niedergebrannt, um zu verhindern, dass *sie* von den benachbarten Häusern aus auf sein Dach sprangen.

Nach einigen Minuten atmete er langsam und tief durch und ging zurück ins Haus. Er warf den Hammer auf das Sofa im Wohnzimmer, dann steckte er sich eine neue Zigarette an und goss sich seinen Vormittagsdrink ein.

ICH BIN LEGENDE

Etwas später zwang er sich, in die Küche zu gehen, um den Müll, der sich in den letzten fünf Tagen angesammelt hatte, durch den Abfallzerkleinerer zu jagen. Er wusste, dass er eigentlich auch die Pappsteller und -becher verbrennen, die Möbel abstauben, die Spüle, die Badewanne und die Toilette putzen und die Bettwäsche hätte wechseln müssen; aber ihm war nicht danach.

Denn er war ein Mann und er war allein und solche Sachen waren ihm nicht so wichtig.

Kurz vor Mittag. Robert Neville sammelte in seinem Gewächshaus einen Korbvoll Knoblauch ein.

Anfangs hatte ihm der Geruch von Knoblauch in so großen Mengen Übelkeit bereitet; sein Magen war in ständigem Aufruhr gewesen. Jetzt hing der Geruch überall in seinem Haus und in seiner Kleidung, und manchmal hatte er das Gefühl, selbst schon danach zu riechen. Er nahm ihn kaum noch wahr.

Als er genug Knollen hatte, ging er zurück ins Haus und kippte sie auf das Abtropfbrett der Spüle. Aber als er auf den Lichtschalter drückte, flackerte das Licht erst, bevor es mit voller Stärke aufleuchtete. Robert Neville schnaubte missmutig – der Generator machte wieder Ärger. Da musste er wohl wieder das verdammte Handbuch herauskramen und die Leitungen überprüfen. Und wenn sich eine Reparatur nicht mehr lohnte, musste er einen neuen Generator einbauen.

Verärgert zog er einen hochbeinigen Hocker an die Spüle, schnappte sich ein Messer und setzte sich mit einem müden Knurren hin.

Zuerst holte er die kleinen sichelförmigen Zehen aus den Knollen. Dann halbierte er jede der rosafarbenen ledrigen Zehen, um ihr Inneres freizulegen. Der kräftige, beißende Geruch breitete sich rasch in der Küche aus. Als es kaum noch zu ertragen war, schaltete er die Klimaanlage ein, die den größten Teil des Gestanks absaugte.

Als Nächstes nahm er einen Eispickel von der Wand und bohrte Löcher in die halben Knoblauchzehen, dann fädelte er sie alle auf ein Stück Draht, bis er ungefähr 25 Girlanden hatte.

Anfangs hatte er diese Girlanden vor die Fenster gehängt. Aber sie hatten aus der Ferne mit Steinen geworfen, bis er gezwungen gewesen war, die zerbrochenen Fensterscheiben durch Sperrholzplatten zu ersetzen. Irgendwann hatte er das Sperrholz wieder abgerissen und stattdessen Bretter über die

TEIL EINS: JANUAR 1976

Fenster genagelt. Das hatte das Haus zwar in eine düstere Gruft verwandelt, aber das war immer noch besser, als ständig mit Steinen und Glassplittern bombardiert zu werden. Und nachdem er die drei Klimageräte installiert hatte, war es gar nicht mehr so schlimm. Man konnte sich an alles gewöhnen, wenn man musste.

Er ging nach draußen und nagelte die aufgefädelen Knoblauchzehen über die verrammelten Fenster. Die alten Knoblauchgirlanden, die ihren kräftigen Geruch größtenteils verloren hatten, warf er weg.

Zweimal pro Woche war diese Prozedur notwendig. Bis er etwas Besseres finden würde, war das seine vorderste Verteidigungslinie.

Verteidigung?, dachte er. *Wozu?*

Den ganzen Nachmittag lang fertigte er Holzpflöcke an.

Er drechselte sie aus runden Holzpfählen, die er mit der Bandsäge in 25-Zentimeter-Stücke zerteilt hatte. Mit der Schleifscheibe bearbeitete er sie, bis sie so spitz wie Dolche waren.

Es war eine mühsame, monotone Arbeit, die die Luft mit heiß riechendem Holzstaub erfüllte – Staub, der seine Hautporen verklebte, ihm in die Lunge drang und ihn zum Husten brachte.

Und trotzdem schien er nie voranzukommen. Egal wie viele Pflöcke er anfertigte, sie waren in null Komma nichts verbraucht. Und es wurde auch immer schwieriger, runde Pfähle zu finden. Bald würde er Kanthölzer zu Pflöcken drechseln müssen. *Das macht bestimmt Spaß*, dachte er gereizt.

Es war alles sehr deprimierend und bestärkte ihn in seinem Entschluss, nach einer besseren Methode der Beseitigung zu suchen. Aber wie sollte er die finden, wenn sie ihm nie die Chance gaben, in Ruhe darüber nachzudenken?

Während er drechselte, hörte er Schallplatten über den Lautsprecher, den er im Schlafzimmer aufgestellt hatte – Beethovens Dritte, Siebte und Neunte. Er war froh, dass er schon früh im Leben von seiner Mutter gelernt hatte, diese Art von Musik zu schätzen. Es half, die schreckliche Leere der Stunden zu füllen.

Ab 16 Uhr wanderte sein Blick immer öfter zur Uhr an der Wand. Er arbeitete schweigend, die Lippen zu einer schmalen Linie zusammengepresst, mit einer Zigarette im Mundwinkel, die Augen fest auf die Drehbank gerichtet, von der der mehlige Holzstaub zu Boden rieselte.

ICH BIN LEGENDE

16:15 Uhr. 16:30 Uhr. 16:45 Uhr.

Noch eine Stunde, dann würden sie wieder das Haus belagern, diese dreckigen Bastarde. Sobald das Tageslicht verschwunden war.

Er stand vor dem riesigen Gefrierschrank, um sein Abendessen auszusuchen. Sein müder Blick wanderte von oben nach unten, vom Fleisch zum gefrorenen Gemüse, dann zu Brot und Gebäck, zu Obst und Eiscreme.

Er entschied sich für zwei Lammkoteletts, grüne Bohnen und eine kleine Packung Orangensorbet. Er nahm die Packungen aus dem Gefrierschrank und schob die Tür mit dem Ellbogen zu.

Dann ging er zu den Konservendosen, die unsortiert bis zur Zimmerdecke gestapelt waren. Er nahm eine Dose Tomatensaft und verließ das Zimmer, das einst Kathy gehört hatte und jetzt nur noch für seinen Magen da war.

Langsam ging er durch das Wohnzimmer und ließ dabei seinen Blick über die Fototapete an der hinteren Wand schweifen. Sie zeigte eine Klippe, die schroff zu einem grünblauen Meer abfiel, dessen Wellen sich an schwarzen Felsen brachen. Weit oben im klaren blauen Himmel segelten weiße Möwen im Wind, und auf der rechten Seite ragte ein knorriger Baum über den Abgrund. Seine dunklen Äste zeichneten sich vor dem Himmel ab.

Neville ging in die Küche und ließ die Vorräte auf den Tisch fallen. Sein Blick wanderte zur Uhr. 17:40 Uhr. Nicht mehr lange.

Er füllte etwas Wasser in einen kleinen Topf und stellte ihn auf eine Herdplatte. Dann taute er die Lammkoteletts auf und schob sie in den Grill. Inzwischen kochte das Wasser; er schüttete die gefrorenen Bohnen hinein und legte einen Deckel auf den Topf, während er müßig überlegte, dass es wahrscheinlich der Elektroherd war, der den Generator auslaugte.

Am Tisch schnitt er zwei Scheiben Brot ab und goss sich ein Glas Tomatensaft ein. Er setzte sich hin und beobachtete den Minutenzeiger bei seiner Wanderung über das Zifferblatt. Die Bastarde mussten bald hier sein.

Als er seinen Tomatensaft getrunken hatte, ging er zur Haustür und hinaus auf die Veranda. Er ging die Stufen zum Rasen hinab und zum Bürgersteig.

Der Himmel verdunkelte sich und es wurde kühl. Er blickte die Cimarron Street auf und ab und ließ sich vom kühlen Wind die blonden Haare zerzausen. Das war das Problem mit diesen bewölkten Tagen – man wusste nie, wann sie kamen.